

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 35 (1983)
Heft: 23

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FILMKRITIK

Hunderennen

Schweiz 1983. Regie: Bernard Safarik
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung
83/336)

Die Daten zum Film erwecken Neugier, auch Erwartungen: Ein tschechischer Emigrant dreht in Basel einen Spielfilmerstling, der in satirischer Form die unterschiedlichen Assimilationsversuche tschechischer Flüchtlinge in der Schweiz behandelt; der Film mit dem allegorischen Titel «Hunderennen», entstanden durch die Zusammenarbeit einer Gruppe von Exil-Tschechen, stützt sich auf Motive des in Zürich lebenden tschechischen Schriftstellers Jaroslav Vejvoda; zu guter Letzt ist Bernard Safariks Erstling, der mit einem Budget von nur 220 000 Franken auskommen musste, an der vergangenen Mannheimer Filmwoche von der Internationalen Evangelischen Jury und von der Volkshochschul-Jury ausgezeichnet worden. Unweigerlich stellen sich Assoziationen ein, tauchen Bilder aus der Erinnerung auf, die den tschechischen Film der sechziger Jahre – im Umfeld des sogenannten Prager Frühlings – heraufbeschwören: scharf beobachtete Züge menschlichen Verhaltens vor einem politisch klar umrissenen Hintergrund, launisch-launige Episoden aus dem reichen Fundus des osteuropäischen Humors, bittersüsse Tragikomödien um Menschlich-Allzumenschliches. Vor diesem Erwartungshorizont zu bestehen, ist gewiss nicht leicht, und es gereicht dem 1948 in Prag geborenen Regisseur zur Ehre, wenn «Hunderennen» streckenweise durchaus an die grossen Vorbilder gemahnt.

So entbehrt es nicht der Komik, wenn der Maler Alexander Rek (Josef Charvat) in Prag einerseits den Betriebsrat in proletarischem Realismus an die Fabrikwand porträtiert und anderseits im Untergrund regimekritische Plakate malt; nach der

gelungenen Flucht in den Westen schlägt sich Alexander als Hundeporträtist durch und erhält einen Auftrag als Laternenmaler für die Basler Fasnacht (Sujet: Hundekot). Resigniert muss er erkennen, dass er im Osten nicht malen darf, wie er will, und dass im Westen nicht gefragt ist, was er kann.

Von anderem Kaliber, weil anpassungsfähiger, ist sein Freund Ladislav Lapak (Pavel Landovsky), der nicht bloss Unternehmer, sondern auch Schweizer Bürger geworden ist. In Lapaks Party-Service werden Angetrunkene in ihrem eigenen Auto nach Hause gefahren – nachdem sie sich auf Lapaks Fest, aber auf eigene Kosten, haben vollaufen lassen. Alexander und weitere Emigranten aus der Tschechoslowakei finden so als Chauffeure ihr Auskommen. Jeder arrangiert sich auf seine Weise und wird so auch zum Nutzniesser des kapitalistischen Systems (Schweizer Variante). Am deutlichsten wird die Anpassung an die neuen Verhältnisse beim Besuch eines Paares, das seinerzeit die Flucht abgebrochen und nach Prag zurückgekehrt ist: Lapak prunkt mit seinem Besitztum und mit seinen Beziehungen, Alexander kehrt sich angewidert ab, und der Besuch aus dem Osten schwelgt im Konsumparadies des Westens.

Das Hunderennen, auf welches der Filmtitel anspielt, findet ebenfalls statt, und die Symbolik ist eindeutig: Die entsprechend trainierten Hunde rennen einem Hasen nach, der lediglich eine Illusion, ein Ersatz, ein Betrug ist. Die Flucht hat den Emigranten zwar durchaus Vorteile gebracht, indem sie nicht mehr verfolgt werden, aber der Zwang zur Konformität ist auch in unserer Gesellschaft beherrschend. Zudem lässt man die Probleme nie zurück; die Veränderung im Persönlichen findet kaum oder gar nicht statt, so dass der leicht bittere Schluss bleibt: Wozu das alles? Die äusserliche Freiheit bringt nicht automatisch auch die innere Freiheit.



Josef Charvat und Caroline de Ramm.

Safarik sieht seine Figuren nicht als Opfer, die Mitleid erheischen, sondern als Menschen unterschiedlicher Prägung, die letztlich mit ihrem Schicksal nicht ganz zu Rande kommen. Sie sind sozusagen Wanderer zwischen zwei Welten, wobei weder die östliche noch die westliche die Beste aller Welten ist. Auch wenn die Flüchtlinge im Exil nicht von Bajonetten empfangen werden, sondern von einem Wohltätigkeitsbasar – sind sie deshalb nicht gleichwohl Emigranten, also Entwurzelte? Safariks Film tippt solche Fragen an, ohne unbedingt auch eine entsprechende Antwort anzubieten. Mit ironischer Distanz und stellenweise gar satirischer Überzeichnung, stets aber mit menschlicher Wärme, verbindet «Hunderennen» menschliche Schwächen hüben und drüben, ohne indessen in eine oberflächliche Gleichmacherei zu verfallen.

«Hunderennen» ist Safariks Spielfilm-Debüt, und es weist denn auch einige jener Schwächen auf, die offenbar für abendfüllende Erstlinge typisch scheinen. So ist z. B. der innere Zusammenhalt der diversen Episoden des öfters in einem prekären Gleichgewicht; ich empfand die Ambivalenz einzelner Szenen weniger als beabsichtigtes Stilelement, sondern vielmehr als Unentschlossenheit der Regie. Es sei auch nicht unterschlagen, dass der Film Längen aufweist, vor allem in der zweiten Hälfte, wo sich manchmal eine gewisse Mattigkeit, namentlich um die Figur des Alexander, ausbreitet. Dennoch vermag der Film, alles in allem, zu fesseln; er bringt, inhaltlich gesehen, einen willkommenen Ton in die Schweizer Filmszene, und formal betrachtet, hält sich «Hunderennen» an die üblichen professionellen Konventionen, ohne weder angenehm noch unangenehm aufzufallen. Ein freundlicher Film, der niemanden verletzt, aber dennoch nicht zu glattwirkt.

Urs Mühlemann

Killer aus Florida

Schweiz 1983. Regie: Klaus Schaffhauser (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 83/338)

Mord als Geschäft wie jedes andere. Eine Arbeit, die Präzision, Abgebrütheit und Gefühlskälte erfordert. Seit Jean-Pierre Melvilles «Le Samourai» ist der eiskalte Killer eine Metapher für den einsamen Menschen, der sich keine Freunde mehr leisten darf; er ist ständig auf der Hut, kann niemanden mehr vertrauen, weil niemand ihm vertrauen kann. «Killer aus Florida» greift diesen Mythos auf, ohne in der Person des Killers eine fragwürdige Identifikationsfigur zu schaffen.

Der Film zeigt auf der visuellen Ebene in kühlen, distanzierten Bildern die Ankunft des Killers auf dem Flughafen Kloten, seine minuziösen Vorbereitungen, die Annäherung an sein Opfer, das Abwarten des richtigen Augenblicks. Bruno Ganz spielt diesen Killer zurückhaltend, aber mit grosser Intensität. Er verzichtet dabei auf viele Klischees, die uns aus Krimis vertraut sind. Der Killer in Schaffhausers Film ist ein Mann ohne Eigenschaften, ein Kleinbürger, der harmlos wirkt in seiner betont unauffälligen Art. Menschen ermorden ist sein Alltag, und er bewegt sich dementsprechend wie ein Geschäftsmann, der aus den USA kam, um irgend einen Vertragsabschluss zu bewerkstelligen. Als die Frau tot ist, reist er genauso ab, wie er gekommen ist: ruhig und unspektakulär, wie ein Gespenst, das man nicht begreifen kann.

Die Bilder würden, liesse man sie für sich sprechen, nur Ratlosigkeit im Zuschauer hinterlassen. Die Coolheit, mit der die Geschichte erzählt wird, könnte einen neuen Mythos gebären: den Mythos eines Mannes, der scheinbar all das eingebüßt hat, was das Leben lebenswert macht: Gefühle, Anteilnahme, Wärme und die Möglichkeit, glücklich zu sein. Der Killer, das ist eine Maschine, ein Roboter, angetrieben einzig und allein vom Wunsch nach Reichtum und Unabhängigkeit. In seiner Person wird der amerikanische Traum endgültig zum Alptraum, zum Sinnbild für den Tod der Gefühle.

Die Idee für den Film kam Schaffhauser, als er in der französischen Zeitung «Le Monde» ein Interview mit einem Berufskiller las. Dort erzählte ein Schweizer, der als 25jähriger nach Amerika auswanderte und Berufsmörder wurde, von seiner Arbeit, seinen Auftraggebern und Opfern. Schaffhauser hat Ausschnitte aus diesem Interview seinem Film als Off-Kommentar unterlegt. Sie ergänzen die Bilder, verstärken ihre Intensität, werfen aber auch Fragen auf, die den gesellschaftlichen Hintergrund, aus dem dieser zynischste aller Berufe geboren wurde, ein wenig ausleuchten. Immer wieder ist da von Geld die Rede, nur der Mammon zählt in diesem Geschäft. Alles andere, so der Killer, «kümmert mich einen Dreck». Für 2000 bis 10 000 Dollar ermordet er jeden, egal ob Mann, Frau oder Kind. Nicht das Menschenleben ist es, das soviel kostet, sondern die Leiche.

Das Nachdenken verbietet sich dem Killer, denn nachdenken könnte unsicher machen, könnte gar Gefühle wecken, die er sich nicht mehr erlauben darf. Mit der Zeit, so sagt er, werde das Töten zur Routine, die keine Überwindung mehr erfordert. Wohl nicht zuletzt deshalb sind viele Berufsmörder in den USA ehemalige Vietnamkämpfer. Sie haben das Töten als eine Notwendigkeit kennengelernt, sie waren Befehlsempfänger auf dem Schlachtfeld des Krieges. Nun sind sie es auch in Friedenszeiten – und erst noch mit geringerem Risiko und höherem Verdienst. Die Perversion einer Gesellschaftsordnung, in der mit Geld alles zu erreichen ist, wird im Metier des Berufsmordes deutlich. Mord als Dienstleistung am Kunden.

Klaus Schaffhauser, ein Doktor der Rechte, der eine einjährige Ausbildung am American Film Institut in Los Angeles absolvierte, hat in seinem Werk auf Pathos verzichtet. Sein Film vermischt geschickt Elemente des Krimigenres mit intellektuellem Autorenkino, ohne das eine gegen das andere auszuspielen. «Killer aus Florida» ist ein eher stiller, handwerklich einwandfrei gemachter Film, der wegen seines authentischen Hintergrundes viele Fragen aufwirft und ein Gefühl der Beunruhigung hinterlässt.

Roger Graf

Southern Comfort

USA 1981. Regie: Walter Hill
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung
83/343)

«Ich habe nichts Unrechtes getan! Ich sollte gar nicht hier sein», schreit ein amerikanischer Soldat und wird von unsichtbaren Gegnern erschossen. «Southern Comfort» beginnt zwar wie ein Hurra-Patriotismus verkündendes Soldatenepos, wie sie im Gefolge des brillanten Grenada-Feldzugs auch in Zukunft wieder zu befürchten sind. Doch der Film ist glücklicherweise 1981 entstanden und noch nicht vom autoritativen Optimismus der ein Jahr zuvor gewählten, neuen US-Regierung infiziert. Wohl nicht zuletzt deshalb ist Action-Regisseur Walter Hill («Warriors») ein unerwartet intelligentes, kritisches und pessimistisches Werk über die selbstverschuldete Unmündigkeit, Dummheit, die Aggressivität und Unkontrollierbarkeit des Menschen gelungen.

Eine Gruppe in Ausbildung begriffener Nationalgardisten «leiht» sich bei der übungsmässigen Überquerung eines Sumpfgebiets die Kanus von ansässigen Fischern und Fallenstellern aus. Als sie in der Mitte des Sees Fischer am Ufer entdecken, rufen sie spassig gemeinte Beleidigungen zu den stummen Männern zurück, und einer beschiesst sie sogar mit einer Salve blinder Munition. Ein Schuss kracht vom Ufer und der Sergeant stürzt tödlich getroffen ins Wasser. Die Situation eskaliert, wie es so schön heisst, mit unerbittlicher Konsequenz. Bei einem Vergeltungsschlag malträtierten die Soldaten einen unschuldigen Jäger; einer malt sich sogar ein blutfarbenes Kreuz auf die Brust und jagt dessen Hütte in die Luft. Von einem unfähigen, leere militärische Floskeln dahinbrabbelnden Vorgesetzten im Kreis herumgeführt, stapft die untereinander gefährlich zerstrittene Gruppe mit ihrem Gefangen durch den unendlich scheinenden, aber in seiner schwülen, hautnahen Üppigkeit klaustrophisch wirkenden Sumpf. Zu Beginn



sind sie acht, am Ende nur noch zwei, und von den Toten ist nicht jeder von den unheimlichen, schattenhaften Feinden umgebracht worden.

«Southern Comfort» ist ungewöhnlich geradlinig und straff strukturiert, ohne formale oder inhaltliche Überflüssigkeiten, was der Handlung eine grausame, unaufhaltbare Notwendigkeit verleiht (abgesehen vom, wie es scheint, unvermeidbaren Showdown, der wie angehängt wirkt). Ein Teil der Beklemmung des Publikums röhrt von der ausschliesslichen, den Rest der Welt abstrahierenden Konzentration auf die isolierten Soldaten her, die sich wie ein amoklaufender Fremdkörper in einem zähflüssigen, feindseligen System bewegen. Zum anderen versetzt den Zuschauer vor allem die psychische Entwicklung der sich immer mehr in unkontrollierbare Gewalttätigkeit und ausbrechenden Wahnsinn steigernden Soldaten in zunehmende Anspannung. Die äussere, unsichtbare Bedrohung wird streckenweise vergessen, aber sie ist unterschwellig ständig spürbar. Es ist bald offensichtlich, dass die «Feinde» bloss als Katalysator agieren und schon immer vorhandene Aggressionen und Frustrationen freilegen, welche durch die in der Armee beschworene und erzwungene Kameradschaft unterdrückt worden sind.

Man erschrickt auch über die unglaublich leichtfertige Art, mit der die Männer Schuld verdrängen, oder besser: vergessen, wie sie Verantwortung abschieben und nicht zuletzt aus Angst vor möglichen späteren Sanktionen es versäumen, das logisch und moralisch Richtige durchzusetzen. Gleichzeitig verstricken sich alle immer tiefer sowohl in eine individuelle, als auch kollektive Schuld: Selten ist das Wort «mitgegangen, mitgefangen, mitgehängt» so eindrücklich illustriert worden. Der Film wäre (gerade wegen dem Modellcharakter der Situation) vielleicht lesbar, nicht zuletzt als Bild jeder Gesellschaft oder zumindest jeder menschlichen Gruppierung, deren Mitglieder sich ihre Mitgliedschaft mit dem Verlust ihrer Denk- und Handlungsfreiheit erkaufen.

Tibor de Viragh

Adj király katonát! (Die Prinzessin)

Ungarn 1982. Regie: Pál Erdöss
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 83/316)

Am diesjährigen Filmfestival von Locarno gewann der ungarische Schwarzweiss-Film «Adj király katonát!» (Die Prinzessin) von Pál Erdöss etwas überraschend den Goldenen Leoparden. Pál Erdöss erzählt in seinem unprätentiösen Dokumentarfilm – nachgespielten Dokumentarfilm, um genau zu sein – die Geschichte von Jutka (Erika Ozsda), einem jener fünfzehn- oder sechzehnjährigen Landmädchen, die mit bangen Augen in den Personalbüros von Betrieben in Budapest sitzen. Sie alle wurden von den Verlockungen der Hauptstadt angezogen. Hier glauben sie eine Arbeit zu finden, die es ihnen ermöglichen würde, Wünsche und Träume wahrzumachen. Und hier hoffen sie, vielleicht auch einen netten jungen Mann zu treffen, der sie heiraten will. Jutka hat es noch etwas schlimmer getroffen als die meisten ihrer Leidensgenossinnen. Sie ist bei Pflegeeltern aufgewachsen, doch die sind inzwischen gestorben. Sie versucht ein Gespräch mit der eigenen Mutter, muss aber bald erfahren, dass sie von dieser Seite keine Unterstützung erwarten kann.

Sie trifft Zsuzsa, ein gleichaltriges Mädchen, und einige Jungen, mit denen sie die Freizeit in billigen Kinos und Kneipen verbringt. An ihrem 16. Geburtstag organisieren ihre neuen Freunde in einem kleinen Kaffeehaus eine Party, bei der es recht ausgelassen zu und her geht. Im Verlaufe des Abends landet Jutka auch in Wohnung und Bett eines der Jungen und hätte man sie gefragt, hätte sie sicher behauptet, sie sei in den Jungen verliebt. Eines Tages gesteht Zsuzsa ihrer Freundin Jutka, dass sie ein Mädchen geboren hat. Ihre Schwangerschaft konnte sie während der neun Monate erfolgreich verbergen. Die Bemerkung, so etwas sei wohl nur in Osteuropa und bei der dortigen Frauenmode möglich, sei dem Rezensenten hier erlaubt. Wie dem auch sei, die unerwartete Geburt bringt die neue Freundschaft ganz schön ins Schleudern. Jutka ist damit einverstanden, vor Zsu-



Die «Prinzessin»: Erika Ozsda.

zsas Eltern vorzugeben, dass das kleine Mädchen ihr (Jutkas) Kind sei, um der Freundin die allergrößten Schwierigkeiten zu ersparen. Doch diese Notlüge verletzt Jutka tief, und es braucht wenig Vorstellungskraft, dass Zsuzsa den Liebesdienst Jutkas mit dem Ende ihrer Freundschaft bezahlen wird.

Jutka steht also wieder alleine in Budapest und trifft bald Péter, einen jungen Automechaniker. Sie wird von seiner Familie mit echt ungarischer Freundlichkeit und Spontaneität empfangen und fühlt sich bald im siebenten Himmel. Selbstverständlich wird sie umgehend schwanger und zweifelt keinen Augenblick daran, dass Péter sie ebenso umgehend heiraten wird. Doch Péter kommt eines Nachts betrunken mit einer Handvoll nicht minder betrunkener Freunde nach Hause. Und wie die Schar so schön betrunken ist, nimmt sie die Gelegenheit beim Schopf und vergewaltigt Jutka. Péter fällt nichts Besseres ein, als am nächsten Morgen den Vorschlag zu machen, die ganze Geschichte zu vergessen und

so zu tun, als wäre nichts geschehen. Doch Jutka hat die Nase voll und treibt Péter und sein Kind ab. Sie macht einen letzten Versuch, den Kontakt mit ihren Eltern wiederaufzunehmen, doch ein Treffen mit ihrer Schwester wird zum Reinfall.

Jutka begegnet wiederum ihrer alten Freundin Zsuzsa, die ihr erzählt, dass sie ihre kleine Tochter in ein Heim geben will, weil sie einen neuen Lebenspartner gefunden hat. Jutka will Zsuzsas Kind aufziehen, jedoch unter einer Bedingung: Zsuzsa darf ihr Kind nie sehen. Jutka lebt nun als unverheiratete Mutter ein ausgefülltes und glückliches Leben inmitten von gutmeinenden und hilfsbereiten Nachbarn, was anscheinend in Ungarn oder zumindest in Budapest kein Problem zu sein scheint. Doch Kino wäre nicht Kino, wenn nicht eines schönen Tages Zsuzsa aufkreuzen und sich, lautstark unterstützt von ihrem neuen Mann, das Kind zurückholen würde.

Man muss es Pál Erdöss hoch anrechnen, dass er aus diesem Kolportagestoff nicht auch einen Kolportagefilm gemacht hat. Er erzählt seine dokumentarische Geschichte nüchtern und unsentimental. Noch in den sechziger Jahren hätte man

seinen Film sehr gelobt. Doch wir sind nicht mehr in den sechziger Jahren, und das ungarische Kino ist inzwischen eines der wichtigsten in Europa geworden. Erdöss' «Die Prinzessin» ist gradlinig, schlicht und ehrlich bis zur Selbstverstümmelung und in seinem Genre als dokumentarischer ungarischer Film ganz einfach zu konventionell. Der filmerfahrene und auf aktuelle Themen sensibilisierte Zuschauer ist nicht mehr bereit, des Themas wegen alles hinzunehmen und spontane Langeweile verschämt zu unterdrücken. Natürlich ist «Die Prinzessin» nicht so schlecht, wie diese harten Worte jetzt glauben machen. Doch warum nicht gleich versuchen, es besser zu machen, zumal der Film in Schwarzweiss gedreht ist, was ja schon lange nicht mehr ein Indiz für Bescheidenheit und Geldmangel, sondern für künstlerische Ambitionen ist – auch in Ungarn? Besser machen zum Beispiel, indem man sich einer Filmsprache bedient, die diesen Namen auch verdient, nicht auch, sondern gerade im dokumentarischen Film. Oder zum Beispiel den Film so schneiden, dass der Zuschauer nicht des guten Willens sondern des Filmes wegen im Kino bleibt – und dies vor allem wach. Oder zum Beispiel einen Ton zu machen, der nicht nur dem Durchschnittsschwei-

zer, der ausser «Igem» und «Kösönöm» kein Ungarisch kann, ab und zu ein Hurra-Erlebnis verschafft, sondern auch ein Hinhören ausserhalb der Dialoge lohnt. Dies sind alles Forderungen nach im ungarischen Film sonst Selbstverständlichen. Warum sieht man sich «Die Prinzessin» dennoch bis zum Ende an? Warum der Goldene Leopard? Nun, das Thema ist halt allen formalen Mängeln zum Trotz packend. Pál Erdöss' spartanische Film-(Un-)sprache hat auch ihre guten Momente, und, das vor allem, das Gesicht der jungen Jutka-Darstellerin Erika Ozsda ist eine Entdeckung.

Urs Odermatt

Filmmarathon Raoul Walsh

fpz. Vom 2. bis 4. Dezember 1983 findet im Filmpodium-Kino «Studio 4» in Zürich, jeweils ab 14.30 Uhr, der erste Teil eines Filmmarathons mit 15 Werken von Raoul Walsh statt, beginnend mit «The Thief of Bagdad» (1924) und endend mit «Band of Angels» (1957). Sämtliche Filme werden in amerikanischer Originalfassung vorgeführt, mit Ausnahme von «White Heat» und «Tall Men» alle ohne deutsche oder französische Untertitel. Veranstaltet wird der Marathon von der Präsidialabteilung der Stadt Zürich und vom Katholischen Filmkreis Zürich in Zusammenarbeit mit der Cinémathèque Municipale Luxembourg und dem Centre d'Animation Cinématographique Genève.

Return of the Jedi

USA 1983. Regie: Richard Marquand (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 83/342)

Die mittlere Trilogie der neunteiligen «Star-Wars-Saga» findet mit «Return of the Jedi» ihren Abschluss: Es findet die endgültige Auseinandersetzung statt zwischen den Rebellen und dem tyrannischen Galaktischen Imperium sowie zwischen dem Jedi-Ritter Luke Skywalker und seinem, dem Bösen verfallenen Vater Darth Vader. Der Film übernimmt das erfolgreiche Konzept seiner beiden Vorgänger und verbessert es praktisch bis zur Perfektion: Spektakuläre Trickeyeffekte lehren den Zuschauer das Staunen; sie garantieren die totale Illusion einer sagenhaften Alternativwelt. Sie wird von einer Unmenge phantastischer Kreaturen bewohnt, die direkt unseren Kindheitsträumen und -alpträumen entsprungen sein könnten. Zum Teil atemberaubende Actionsequenzen wechseln geschickt ab mit gefühlvollen, ans Herz appellierenden Episoden. Kurz: Der Zuschauer wird während über zwei Stunden zum Kind gemacht – und geniesst seine temporäre Unmündigkeit in vollen Zügen. Man hat seinerzeit, als Spielbergs «Raiders of the Lost Ark» in den Kinos erschienen ist, viel Aufhebens über das Wiederaufleben des Serial-Film-Stils gemacht.



Carrie Fisher als Leia.

Dabei wies bereits «The Empire Strikes Back» diese Erzählstruktur mit ihren «Cliffhanger»-Situationen auf.

«The Return of the Jedi» arbeitet mit dem gleichen Prinzip. Es werden meistens drei Handlungsstränge miteinander verflochten, wobei alle sukzessive im spannendsten Augenblick abgebrochen werden. Der Aufbau der Geschichte sowie die Bedeutung einzelner Szenen sind nicht immer einsichtig, was aber im Moment kaum eine Rolle spielt. Ebensowenig stört es den mitfiebernden Zuschauer, dass die Filmfiguren, mit Ausnahme vielleicht von Luke Skywalker, an Persönlichkeit und Gewicht verloren haben, zu farblosen Handlungsträgern reduziert scheinen. Das tut der Spannung keinen Abbruch: Dies liegt wohl daran, dass die Charaktere seit «Star Wars» jedem Zuschauer beinahe familiär vertraut sind. Der Vergleich mit anderen Filmserien-Figuren wie James Bond oder Tarzan drängt sich auf, deren «Persönlichkeit» und Funktion ziemlich genau umrissen

sind und vor allem dazu dienen, die verschiedenen, nicht zwingend auseinander folgenden Episoden miteinander zu verbinden. Nicht nur Situationskomik, sondern auch Situationsspannung, -freude und -traurigkeit werden wirksam, sobald dem Zuschauer die handelnden Figuren irgendwie vertraut sind. Und ebenso scheint es zu genügen, mythische Grundkonflikte (der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Vater und Sohn, die Entwicklung und Reifung eines Heros) bruchstückartig wiederzugeben sowie Topoi des Abenteuerfilms (die Rettung eines Freundes, die Gewinnung neuer Freunde etc.) zu variieren, um im Zuschauer etwas Bekanntes anklingen zu lassen und ihn gefühlsmässig zu binden. Die eigentlichen Identifikationsfiguren jedoch, die das Publikum hauptsächlich emotionalisieren, sind bezeichnenderweise künstliche Wesen. In «Star Wars» waren es die Roboter R2-D2 und C-3PO, in «The Empire Strikes Back» war es der spitzohrenwackelnde Weise Yoda, und in «The Return of the Jedi» sind es die Ewok vom Endor-Mond, putzige Teddybären. Einerseits kann das Publikum in so reine, sozusagen der Unschuld unserer

Kindheitsträume entsprungene Puppenwesen problemlos Gefühle projizieren, andererseits ist deren Vermarktung für die Spielzeugindustrie bedeutend einfacher. Immerhin verdankt man dem Muppets-Puppendesigner Frank Oz nicht nur ein so herzerweichendes Geschöpf wie Yoda, sondern auch den herrlich abstossenden interstellaren Bösewicht Jabba the Hut, einen riesigen, schlitzäugigen, dunkelfarbenen Engerling, aus dessen Klauen Luke Skywalker zu Beginn des Filmes seinen eingefrorenen Freund Han Solo befreien muss.

Mit «The Return of the Jedi» ist die Star-Wars-Saga endgültig zu einer gewöhnlichen, wenn auch bewundernswert gut gemachten Filmserie reduziert worden. Ihr Markenzeichen sind eine opulente, ungeheuer phantasievolle visuelle Gestaltung und mythische Versatzstücke. Bei James Bond dagegen ist es der Hauch der coolen weiten Welt mit ihren Fetischen der Konsumgesellschaft. Konnte man bei «Star Wars» vielleicht noch vom Beginn eines modernen Mythos reden, so ist dieser Anspruch nun hinfällig geworden. Der Sternenkrieg ist nicht mehr als perfektes Unterhaltungskino – aber auch nicht weniger.

Tibor de Viragh

wird der Film nicht gefallen. Die werden wieder mit ihren intellektuellen Argumenten kommen, von denen wir ja so genug haben: dass der Film «selbstzweckhafte» Gewalt «verherrliche», speziell polizeiliche Brutalität «legitimiere» (die brauchen immer Fremdwörter!), dass er «frauenverachtend» sei, dass er gesellschaftliche Minderheiten auf «faschistoiden» Weise darstelle und dass er die Zuschauer «verunmündige» oder gar «vergewaltige». (Das möchte ich einmal sehen: wie ein Film einen Filmkritiker vergewaltigt!) Wir meinen: «Le Marginal» ist ein ganz grosser Belmondo-Knüller, voll gnadenloser Action, geilen Girls und heisser Spannung.

Aber noch viel mehr ist dieser Film: Jean-Paul Belmondo, jener Mann, der viel zu bescheiden sagte: «Das Kino hat nur eine Mission: dem Menschen ein wenig Traum zu vermitteln», widmet sein neuestes Werk – als ganz beachtlichen Beitrag – nicht nur der Drogenproblematik: Idealistisch und entschlossen räumt da ein einzelner mit dem einschlägigen Gesindel auf. Ist nicht vielmehr die Selbstlosigkeit, mit der er seine schöne Geliebte kurzerhand an einen andern Mann verschenkt, auch eine grosszügige Geste zur Emanzipation dieser Frau? Und wer könnte ernstens die vielen leckeren Titten und Frauenärsche bekritteln oder die auch diesbezüglich unverblümte Sprache – man soll doch zu den kleinen Unterschieden stehen können, wo bliebe denn der Spass!? Wie widerlich Männer sind, die sich zur Schau stellen, wird denn auch eindeutig mit der Szene belegt, in der Belmondo in einer Sadomaso-Bar alle Mühe hat, sich der Zudringlichkeiten der Lederschwuchteln zu erwehren.

In einer grossartigen Szene aber stellt Belmondo endlich jene Zusammenhänge dar, nach denen gerade unsere «fortschrittlichen» Zeitgenossen immer krähen: In jenem düsteren Haus, aus dem er eine 16jährige raushaut – Tochter eines Knastvogels! –, die fast totgebumst wurde, finden sich auf einem Haufen: Fixer, Punks, Linksextreme aus den Antillen, Huren, Gitarre spielende Hippies, gefährliche Schwarze und anderes, nicht klar erkenntliches Gesindel. *Ist das nun Sozialkritik oder nicht?!*

Le Marginal (Der Aussenseiter)

Frankreich 1983. Regie: Jacques Deray
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 83/340)

Jean-Paul Belmondo ist wie immer unnachahmlich: knall und prall schöpft er auch in seinem neuesten Film direkt aus dem Leben – hart, aber realistisch. Und hinter seiner abscheulichen Brutalität versteckt sich noch immer ein Lausejunge (wer vergässen «Pierrot le fou» oder «L'homme de Rio»?), wenn auch ziemlich gut versteckt inzwischen. Die verwegsten Stunt-Situationen scheut er einmal mehr nicht, um uns über die Probleme unserer heutigen Zeit aufzuklären und auch gleich eine Lösung zu demonstrieren. Meist ist die ziemlich handfest, das haben wir ja gern, nicht wahr. Natürlich: Einigen ganz, ganz wenigen

KURZBESPRECHUNGEN

43. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbewertungen» 30. November 1983

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM gestattet.

Amici miei II

83/331

Regie: Mario Monicelli; Buch: Leo Benvenuti, Piero De Bernardi, Tullio Pinelli, M. Monicelli; Kamera: Sergio D'Offizi; Schnitt: Ruggero Mastroianni; Musik: Carlo Rustichelli; Darsteller: Ugo Tognazzi, Philippe Noiret, Gastone Moschin, Adolfo Celi, Renzo Montagnani, Paola Stoppa, Milena Vukotic, Angela Goodwin u. a.; Produktion: Italien 1982, Filmauro, 97 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich. Sieben Jahre nach «Amici miei» ziehen die Kind(isch) gebliebenen Herren von damals Bilanz. Noch immer wehren sie sich mit lausbübischen Streichen trotzig gegen das Älterwerden, geblieben ist aber auch die Schadenfreude als hauptsächliches Lachmotiv und als deren häufigstes Opfer die (Ehe)-Frau, dieses dumme, keifende, vorzugsweise vollbusige und nach Belieben vernasch- oder verprügelbare Wesen. Ein streckenweise ziemlich ungeniessbarer und dazu aufgewärmerter «Spass» – oder ist schlicht humorlos, wer solches nicht mag?

E

Amityville II: The Possession

83/332

Regie: Damiano Damiani; Buch: Tommy Lee Wallace nach dem Roman «Murder in Amityville» von Hans Holzer; Kamera: Franco Di Giacomo; Musik: Lalo Schifrin; Schnitt: Sam O'Steen; Darsteller: James Olson, Jack Magner, Burt Young, Diane Franklin, Rutanya Alda, Andrew Prine u. a.; Produktion: USA 1982, Dino de Laurentiis, 104 Min., Verleih: Sadfi, Genf.

Im Spukhaus, wo bereits «The Amityville Horror» (1979) spielte, fährt ein böser Geist in einen Jüngling und treibt ihn dazu, seine Eltern und Geschwister umzubringen. Ein unerschrockener Priester kann ihn schliesslich, natürlich mittels Exorzismus, vom Bösen befreien. Schwer verdaulicher Horror-Schinken minderer Qualität, der die genreüblichen Zutaten, so vor allem die suggestive Musik, viel zu massiv und plakativ einsetzt.

E

Assassino sul Tevere (Der Superbulle jagt den Ripper)

83/333

Regie: Bruno Corbucci; Buch: B. Corbucci und Maurizio Amendola; Kamera: Giovanni Carlo; Musik: Carlo Rustichelli; Darsteller: Tomas Milian, Bombolo della Rovera u. a.; Produktion: Italien 1979, Cinemaster, 101 Min.; Verleih: Elite Film, Zürich.

Im abgewetzten blauen Overall klärt der Schmuddelpolizist und vermeintliche «Superbulle» Tony Marroni in seinem fünften Fall die Ermordung des Präsidenten des «Vereins der Tiberfreude» auf, dessen Mitglieder hinter einer ehrsaamen Fassade dunkle Geschäfte mit Rauschgifthandel und Grundstückspekulation treiben. Auch diese dürftige und dilettantische Folge lebt fast ausschliesslich von der lässigen Schnoddrigkeit Tomas Milians. – Ab etwa 14 möglich.

J

Der Superbulle jagt den Ripper

TV/RADIO-TIP

Samstag, 3. Dezember

18.00 Uhr, TV DRS

Bildbox – Obdachlos

Die letzten Clochards und Gammler sind aus dem Strassenbild unserer Städte verschwunden. Doch hinter dieser feinsäuberlichen Fassade hat sich inzwischen eine neue Obdachlosigkeit herausgebildet. Minderjährige brechen immer häufiger aus der elterlichen Obhut aus und versuchen in Wohngemeinschaften unterzukommen, ohne geeignete Behausungen zu finden. Das führt an manchen Orten zu einer Jugendobdachlosigkeit. Mani Hildebrand fragt Jugendliche und Fachleute nach den Hintergründen dieser Entwicklung.

22.20 Uhr, ARD

Dog Day Afternoon (Hundstage)

Spielfilm von Sidney Lumet (USA 1975) mit Al Pacino, John Cazale, Chris Sarandon. – Sonny und Sal, zwei kleine Gelegenheitsräuber, werden bei einem Banküberfall von der Polizei überrascht und stundenlang belagert. In der Hoffnung auf freien Abzug halten sie einige Geiseln fest, die ihnen allmählich vertrauen. Durch Sensationsberichte in den Medien wird das dramatische Geschehen zu einer gespenstischen Show angeheizt, bis die Polizei schliesslich zuschlägt. Der Film verarbeitet einen authentischen Bankraub zu einem facettenreichen Bilderbogen, der psychische und soziale Mechanismen eindringlich notiert.

Sonntag, 4. Dezember

21.15 Uhr, DRS 1

Mieterland Schweiz

Erstaunlich ist der Patriotismus einer Bevölkerung, die gegen 70 Prozent aus «Besitzlosen» besteht. Sie begnügen sich mit einem Mieterdasein. Brauchen die Schweizer keine Verwurzelung mit dem Boden? Wieso wird die Streuung des Eigentums bei uns nicht stärker gefördert? Kann sich ein Mieter, der theoretisch dreimal im Jahr um das Verbleiben in seiner Wohnung bangen muss, überhaupt heimisch fühlen, oder können das nur

Besitzbürger? Margrit Keller und Rudolf Welten gehen diesen Fragen im «Doppelpunkt» nach.

23.20 Uhr, ARD

Der Dschungel

Notizen vom italienischen Privatfernsehen, von Franca Magnani. – Ob die etwa 20 Kanäle, die man zumindest in Grossstadt-Agglomerationen empfangen kann, kurzweilig sind, was sie bieten, was sie kosten, welche Wirkung sie haben, sind einige Fragen der Autorin der Dokumentation. Drei Networks beherrschen den Medienmarkt: Italia 1, Rete 4, Canale 5, sie gehören zwei grossen Verlagshäusern und einem Bauunternehmer. Ein vom Verfassungsgericht als notwendig erachtetes Gesetz will keiner der «Macher». Werbung, sogenannte Unterhaltung, Sport bis zum Frauen-Catch, von einem japanischen Produzenten am Laufmeter hergestellt, beherrschen Italiens Bildschirme. Beherrschen sie auch die Italiener?

Montag, 5. Dezember

10.00 Uhr, DRS 2

Institutionelle Politik und «Gegenpolitik» in der Schweiz

Professor Dr. E. Gruner (Forschungszentrum für schweizerische Politik, Universität Bern) führt einige Gedankengänge seines Buches «Der Stimmbürger und die neue Politik» weiter. Umweltschutz, Antiatom- und Friedensbewegung suchen ausserparlamentarische Aktionsformen und Aktionsmittel, die von älteren Bewegungen übernommen wurden. Diese Bewegungen seien Begleiterscheinungen zyklischer wirtschaftlicher Abschwünge, die etwa alle 30 Jahre auftreten würden. Es bestünde ein Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen, demografischen und politischen Bewegungen.

21.55 Uhr, TV DRS

Mon oncle Antoine

Spielfilm von Claude Jutra (Kanada 1971) mit Jean Duceppe, Olivette Thibault, Claude Jutra. – In einem armseligen Provinznest wächst Benoit im Haus seines Onkels An-

Regie: Pierre Granier-Deferre; Buch: Michel Grisolla, Jean Aurenche und P. Granier-Deferre nach dem Roman «Le locataire» von Georges Simenon; Kamera: Pierre William Glenn; Schnitt: Jean Ravel; Musik: Philippe Sarde; Darsteller: Philippe Noiret, Simone Signoret, Fanny Cottençon, Julie Jézéquel, Liliana Gérace, Jean Rougerie, Gamil Ratib u.a.; Produktion: Frankreich 1981, Sara, Film A 2, 123 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Ein mutmasslicher Mörder mit Gedächtnislücke sucht via unfreiwilliger Komplizin Unterschlupf bei deren Mutter, einer resoluten Zimmervermieterin in der belgischen Provinz. Zwischen den beiden ungleich welterfahrenen Menschen mit unerfüllten Lebensträumen bahnt sich eine scheue Freundschaft an, doch zieht sich auch das Netz der Ermittlungen enger um ihr kleines Glück. Die Simenon-Verfilmung hat trotz einiger Längen ihre Vorzüge; sie liegen in den liebevoll beobachteten Details ganz banaler Alltäglichkeiten. – Ab etwa 14 Jahren möglich.

J

Hercules/Ercole (Herkules)

Regie und Buch: Lewis Coates (Luigi Cozzi); Kamera: Alberto Spagnoli; Schnitt: Sergio Montanari; Musik: Pino Donaggio; Darsteller: Lou Ferrigno, Sybil Danning, Mirella D'Angelo, Ingrid Anderson, William Berger u.a.; Produktion: USA/Italien 1982/83, Cannon, 99 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Um gegen das Böse, das sich auf Erden ausbreitet, zu kämpfen, wird Herkules von seinem Göttervater Zeus mit übermenschlichen Kräften ausgestattet. Er verliebt sich in Cassiopeia, die jedoch von Arianna, der Tochter des Königs Minos, nach Kreta verschleppt wird. Nach vielen Kämpfen besiegt er mit Hilfe der Zauberin Circe den bösen König Minos und rettet Cassiopeia vor dem Opfertod. Einfältig-kitschige Neubelebung der Heldenfigur der griechischen Mythologie, im Gefolge von «Conan» ergänzt mit einigen matten Effekten der Fantasy- und Science-Fiction-Welle.

J

Herkules

Hunderennen

Regie: Bernard Safarik; Buch: Jaroslav Vejvoda und B. Safarik; Kamera: Klaus P. Weber; Musik: Vlastimil Tresnak; Darsteller: Josef Charvat, Pavel Landovsky, Nina Svabova, Sabine Rasser, Walo Lüönd u.a.; Produktion: Schweiz 1983, Bernard Safarik, 90 Min.; Verleih: Rex-Film, Zollikon.

Mit ironischer Distanz und stellenweise satirischer Überzeichnung, stets aber mit menschlicher Wärme, schildert der Spielfilmerstling eines tschechischen Emigranten die unterschiedlich gelungenen Assimilationsversuche tschechischer Flüchtlinge in der Schweiz. Ein freundlicher Film, der niemanden verletzt und trotz einiger Schwächen eine willkommene Note in die Schweizer Filmszene einbringt. – Ab etwa 14 möglich.

→ 23/83

J★

Kharij (Akte geschlossen)

Regie: Mrinal Sen; Buch: M. Sen nach einer Geschichte von Ramapada Chowdhury; Kamera: K.K. Mahajan; Musik: B.V. Karanth; Darsteller: Mamata Shankar, Anjan Dutt, Sreela Majumder, Indranil Moitra, Debapratim Das Gupta u.a.; Produktion: Indien 1982, Neelkanth, 95 Min.; Verleih: Cactus Film, Zürich. Ein minderjähriger Hausdiener in Kalkutta erstickt eines Nachts, weil er sich vor der Kälte vom Schlafplatz unter der Treppe in die von einem Kohlenofen erwärmte Küche geflüchtet hat. Aus Angst vor polizeilichen Ermittlungen und dem Gerede der Leute bemühen sich die Betroffenen mehr darum, den störenden «Unglücksfall» möglichst unauffällig zu erledigen, als sich Rechenschaft zu geben, dass die Ursache von Pupais Tod darin liegt, dass er von den Privilegien seiner Herren ausgeschlossen war. Die Stärke des Films liegt in der nüchternen, leidenschaftslosen Analyse der gesellschaftlichen Hintergründe der Kinderarbeit in Indien und in der exakten und psychologisch stimmigen Milieuzeichnung.

J★★ → 24/83

Akte geschlossen

toine auf. Benoits erste Liebe gilt Carmen, einem jungen Mädchen, das in Onkel Antoines Laden arbeitet. Eine Fahrt in den Nachbarort, wo der Onkel als Leichenbestatter arbeitet, bringt alles ins Rollen: Erste Liebe, erste Enttäuschung, schmerzliche Erfahrungen mit Unglück und Tod. Einfühlbare Chronik eines Heranwachsenden und Milieustudie eines Dorfes. Jutras Werk gehört zum französisch-sprachigen «Cinéma Québec», das sich mit der Realität Kanadas auseinandersetzt.

Dienstag, 6. Dezember

22.50 Uhr, ZDF

Hadi jed (Schlangengift)

Spielfilm von František Vláčil (Tschechoslowakei 1981) mit Josef Vinklar, Ilona Svobodová, Karel Hermanek. – Ein düsteres Drama ist entstanden: Zwei Menschen wollen einander helfen und können nicht. Vladka, die sich nach dem Tod ihrer Mutter schmerhaft ihrer Einsamkeit bewusst wird, sucht nach ihrem Vater, der aber eines Haltes viel dringender bedarf als sie. Er ist noch einsamer, weil er älter und ohne Hoffnung ist. Die plötzlich auftauchende Tochter könnte seinem Leben neuen Sinn geben, aber dafür ist es zu spät. Er hat nicht die Kraft, den Alkoholismus zu besiegen. Vladka flieht, als sie das erkennen muss, ein Akt der Notwehr. Physische und psychische Kälte wird sinnfällig in der Bildrealität des Films spürbar.

Donnerstag, 8. Dezember

16.04 Uhr, ZDF

Vorurteile

2. «Arbeitslos – mutlos», von Hella André. – Der Film zeichnet durch Gespräche und Szenen einige Schicksale langfristig Arbeitsloser nach: mühsame Stellensuche, schwierige finanzielle Lage, Hoffnungslosigkeit. Es wird deutlich, dass Arbeitslose oft das Vorurteil der Umwelt in ihre Selbstbild aufnehmen, was ihre Entmutigung noch steigert. Sie brauchen nicht unsere Vorurteile, sondern die Hilfe der Gesellschaft.

20.18 Uhr, ARD

Auf der Suche nach der Welt von morgen

Das Ringen mit dem «Grossen Bruder». – Rüdiger Proske versucht zu klären, in welchem Zustand die Bundesrepublik in das «Orwellische Jahr» 1984 übergeht: Problem Daten-

schutz, der Konflikt zwischen dem Bürger, der seine Privatsphäre geschützt wissen will, und dem Interesse des Staates, der Forschung, der Wirtschaft, über Daten zu verfügen. Hier geht es besonders um den Datenaustausch zwischen datensensitiven Behörden wie dem Bundeskriminalamt, Verfassungsschutz, Bundesnachrichtendienst und dem Militärischen Abschirmdienst. Der Zuschauer erhält Ratschläge, wie er sich gegen unerwünschte Speicherung seiner Daten zur Wehr setzen kann.

21.55 Uhr, TV DRS

Shenzhen, Chinas Experiment mit dem Kapitalismus

Der Dokumentarfilm von Hans Peter Stalder, Asienkorrespondent der SRG, zeigt, wie in der Volksrepublik China eine Wirtschaftszone, in der ausländische Unternehmen investieren können, aufgebaut wird. Am Beispiel der Radio-Fabrik Guangmin wird dargestellt, wie ein typisches Kollektivunternehmen zwischen Chinesen und einem ausländischen Investor funktioniert. Das Porträt eines jungen Arbeiterehepaars veranschaulicht den neuen Lebensstil in der wirtschaftlichen Versuchszone.

Freitag, 9. Dezember

14.05 Uhr, DRS 2

Die unbezahlten Helferinnen (1)

Kranken-, Armen- und Kinderfürsorge lag besonders der bürgerlichen Frauenbewegung am Herzen. Auch der moderne Sozialstaat braucht freiwillige Helferinnen. Allein das Schweizerische Rote Kreuz beschäftigt 12000 Freiwillige, meist Frauen, ebenso die Kirchen. Ursula Kägi und Claudine Rajchman untersuchen die Bedeutung der freiwilligen Sozialarbeit für staatliche und private Institutionen und wie die unbezahlten Helferinnen ihr Engagement begründen.

21.15 Uhr, ZDF

Bilder aus Amerika

In der BRD startet im Dezember der letzte Teil der Trilogie «Krieg der Sterne», «die Rückkehr der Jedi-Ritter». Die Weltraumabenteuer von Luke Skywalker und den Robotern R 2-D2 und C-3PO waren die grössten Kassenschlager in der Filmgeschichte. Der 39 Jahre alte George Lucas dreht in englischen Studios und hat seine eigene Tricktechnik und Produktionsfirma bei San Fran-

Killer aus Florida

83/338

Regie und Buch: Klaus Schaffhauser; Kamera: Lukas Strebler; Schnitt: Fredi M. Murer; Musik: Gioacchino Rossini; Darsteller: Bruno Ganz, Renate Schroeter, Markus Busch, Ursina Benz, Patricia Goldschmidt u.a.; Produktion: Schweiz 1983, Xanadu Film, 50 Min.; Verleih: Xanadu Film, Aathal.

Bruno Ganz spielt einen Berufskiller, der den Auftrag hat, eine ihm unbekannte Frau umzubringen. In kühlen, distanzierten Bildern schildert der Film die minutiösen Vorbereitungen und die Annäherung des Killers an sein Opfer, während im Off Zitate aus einem im «Le Monde» erschienenen Interview mit einem in Amerika zum Berufsmörder ausgebildeten Schweizer zu hören sind. Nicht zuletzt dank der beeindruckenden schauspielerischen Leistung des Hauptdarstellers gelang Schaffhauser ein Werk, das Kriminalelemente geschickt mit intellektuellem Autorenkino vermischt, ohne das eine gegen das andere auszuspielen.

E★

→ 23/83

Lone Wolf McQuade (McQuade, der Wolf)

83/339

Regie: Steve Carver; Buch: B. J. Nelson nach einer Story von H. Kaye Dyal; Kamera: Roger Shearman; Schnitt: Anthony Redman; Musik: Francesco De Masi; Darsteller: Chuck Norris, David Carradine, Barbara Carrera, Leon Isaac Kennedy, Robert Beltran u.a.; Produktion: USA 1982, Orion/1818/Top Kick, 107 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Um den meist auf eigene Faust operierenden Texasranger McQuade zu disziplinieren, wird ihm ein unerfahrener Assistent zur Seite gestellt. Bei der Verfolgung von skrupellosen Waffenschmugglern riskiert er aber wiederum einen Alleingang, worauf er vom Dienst suspendiert wird. Als seine Tochter von den Gangstern entführt wird, ist McQuade nicht mehr zu halten, und in einem Amoklauf bringt er alle Bösewichte zur Strecke. Sich an Sergio Leones frühe Italowestern anlehrender, überaus harter und gewalttätiger Action-Film von konventioneller episodischer Machart.

E

McQuade, der Wolf

Le Marginal (Der Aussenseiter)

83/340

Regie und Buch: Jacques Deray; Dialoge: Michel Audiard; Kamera: Xaver Schwarzenberger; Schnitt: Claude Bourgoin; Musik: Ennio Morricone; Darsteller: Jean-Paul Belmondo, Henry Silva, Carlos Sotto Mayor, Pierre Vernier, Tschéky Karyo, Maurice Berrier u.a.; Produktion: Frankreich 1983, Ariane/Cerito, 101 Min.; Verleih: Citel Films, Genf.

Ein «unkonventioneller» Polizist versucht im Alleingang und mit viel brutaler Gewalt eine Drogenorganisation zu knacken. Er scheitert zwar, bringt aber zum Schluss die wichtigsten Leute selber um. Ein Film mehr, der gedankenlos Faustrecht propagiert. Seine atemlose Inszenierung ist Gewalt am Publikum, er ist extrem frauenvorachtend und faschistoid in der Verzeichnung von Minderheiten und Randgruppen. Ein stupides und sadistisches Machwerk – Belmondo am Tiefpunkt.

→ 23/83

E

Der Aussenseiter

I Paladini I / Hearts and Armour (Das Duell der Besten)

83/341

Regie: Giacomo Battiato; Buch: G. Battiato, Sergio Donati, Luciano Vincenzoni, nach Ariostos «Orlando Furioso»; Kamera: Dante Spinotti; Darsteller: Zeudi Araya, Barbara De Rossi, Rick Edwards, Ron Moss, Maurizio Nichetti, Tanya Roberts, Giovanni Visentin, Tony Vogel, Leigh McCloskey u.a.; Produktion: Italien 1983, Vides, etwa 100 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

In kargem Niemandsland liefern sich malerische Mauren und Ritter endlose Kämpfe um Frauen. Vergewaltigungen als Vorwand für billige Sexbilder, zerstückelte Gliedmassen im Detail – primitive Gewalt prägt auch den schludigen Inszenierungsstil und die aufpeitschende Musik. Die Schauspieler sind schlecht. Der Film will sich tragisch – das ist er auch...

E

Das Duell der Besten

cisco. Dieter Kornzucker und H. J. Friedrichs blicken hinter die Kulissen dieses amerikanischen Filmwunders.

21.50 Uhr, TV DRS

Double Indemnity (Frau ohne Gewissen)

Spielfilm von Billy Wilder (USA 1944) mit Barbara Stanwyck, Fred MacMurray, Edward G. Robinson. – Das Drehbuch dieses Klassikers der «Schwarzen Serie» entstand nach einer Romanvorlage des amerikanischen Krimiautors James M. Cain, unter der Mitarbeit Raymond Chandlers. Der ungewöhnlich spannende und subtile Film handelt von einer habgierigen Frau, die kaltblütig die Ermordung ihres reichen Mannes plant. Heimtückisch betrügt sie eine Versicherung und legt ihren Komplizen und Geliebten, einen Versicherungsagenten, herein. Der Tod ihres Mannes wird als Unglücksfall getarnt, um von der Lebensversicherung die doppelte Summe kassieren zu können.

23.25 Uhr, ARD

Mensch Meier

Fernsehfilm von Franz Xaver Kroetz nach einem Bühnenstück des Dramatikers. – Otto Meier, Anfang 40, angelernter Arbeiter in einer Autofabrik, hat mit seiner Frau Martha einen fünfzehnjährigen Sohn, der es einmal besser haben soll als der Vater. Darum sperrt er sich dagegen, dass der Junge eine Lehre als Maurer anfängt. Als der Junge seine Eltern verlässt, trennt sich auch seine Frau von ihm nach einer heftigen Auseinandersetzung. Im Gegensatz zu Ingmar Bergmans «Szenen einer Ehe» im akademischen Mittelstand stammen Franz Xaver Kroetz' Szenen aus der Ehe eines Arbeiters.

Sonntag, 11. Dezember

10.00 Uhr, TV DRS

Subversion in der Soutane?

«Priester auf Mindanao», Bericht von Hans Peter Stalder. – Pater Beato ist einer der katholischen Priester auf der philippinischen Insel Mindanao, wo bürgerkriegsähnliche Zustände herrschen. Er glaubt an gewaltlose Veränderungen: «Regimekritische Priester werden von den Militärs ständig überwacht, als Dissidenten gebrandmarkt und sogar für Liquidierung vorgemerkt», sagt Pater Beato. Weil er auf der Seite der Unterdrückten steht, wird er der Subversion beschuldigt.

10.30 Uhr, TV DRS

Musik zwischen Kunst und Kommerz

Gespräch über das öffentliche Musikleben mit Musikpädagogen, Musikwissenschaftler, praktizierenden Musikern unter der Leitung von Hans-Christian Schmidt, Universität Osnabrück. Von oben: Überproportional gewachsene Kosten, Subventionen der öffentlichen Hand, Starrummel, die Perfektion der Medien und Wiedergabetechniken. Von unten: jugendliche Subkulturen mit eigenen musikalischen Ausdrucksformen. Fraglich ist, wie ein disperates Publikum zu erreichen ist, mit Kompromissen oder gezielten Vermittlungsformen.

13.40 Uhr, ZDF

allahu akbar – Allah ist gross

1. Die fünf Grundpfeiler der islamischen Religion, Film von N. Bammate, Reiner Moritz und Adrian Maben. – Die islamischen Völker spielen in der Weltpolitik eine wichtige Rolle. Diese Völker sind grundlegend von ihrer Religion geprägt, wie wir das uns gar nicht vorstellen können. Die alten königlichen Dynastien berufen sich ebenso wie ihre schärfsten revolutionären Gegner auf Allah. Die neue sechsteilige Sendereihe bietet einen Überblick über Idee und Praxis des Islam.

14.05 Uhr, DRS 1

Hoffnig gäge Angscht

Mundarthörspiel von Adolf Winiger, Regie: Julian Dillier. – Ein Familienvater sitzt im Knast, seine Familie lebt in der sogenannten Freiheit. Es geht um innere und äussere Probleme, Einstellungen, Perspektiven. Der Autor hat durch reiche Milieuerfahrungen erschüttert miterlebt, welche Folgen der Strafvollzug auf das menschliche Umfeld hat, wie sich Hoffnungslosigkeit wie eine Mauer auftürmt, aber dass es auch hoffnungsvolle Inhaftierte gibt.

22.45 Uhr, ARD

Filmprobe

«Halleluja-Mädchen». – Peter Kropf porträtiert eine Frau, verheiratet, alleinlebend und eine Tochter allein erziehend, berufstätig. Sie zieht zweimal in der Woche die blaue Uniform an, bewaffnet sich mit Bibel und Gitarre, um in finsternen Schuppen der Hamburger Animier- und Amüsierszene die Heilsbotschaft zu verkünden. Betend lässt sie sich de-

Return of the Jedi (Die Rückkehr des Jedi-Ritters)

83/342

Regie: Richard Marquand; Buch: Lawrence Kasdan und George Lucas; Kamera: Alan Hume; Schnitt: Sean Barton, Marcia Lucas, Duwayne Dunham; Musik: John Williams; Darsteller: Mark Hamill, Harrison Ford, Carrie Fisher, Billy Dee Williams, Peter Mayhew, Ian McDiarmid u. a.; Produktion: USA 1983, Howard Kazanian/Lucasfilm, 133 Min.; Verleih: 20th Century Fox Film, Genf.

Der mittlere Teil der «Star Wars»-Trilogie findet mit der endgültigen Auseinandersetzung zwischen den Rebellen und dem tyrannischen Galaktischen Imperium seinen Abschluss. Die spektakulären Trickeyeffekte, eine Unmenge phantastischer Kreaturen und spannender Action-Sequenzen garantieren zwar für pausenlose Unterhaltung, erdrücken aber die Filmfiguren, die – abgesehen von Luke Skywalker – alle an Persönlichkeit und Gewicht verloren haben. Der märchenhafte Zauber von «Star Wars I» war offensichtlich trotz oder gerade wegen der unbeschränkten Produktionsbedingungen nicht wiederholbar. →23/83

J

Die Rückkehr des Jedi-Ritters)

Southern Comfort (Zwei kommen durch)

83/343

Regie: Walter Hill; Buch: Michael Caine, W. Hill, David Giler; Kamera: Andrew Laszlo; Schnitt: Freeman Davies; Musik: Ry Cooder; Darsteller: Keith Carradine, Powers Boothe, Fred Ward, Lewis Smith, Frankly Seales u. a.; Produktion: USA 1981, Phoenix, 100 Min.; Verleih: Alpha Film, Genf.

Bei der übungsmässigen Überquerung eines Sumpfgeländes legen sich einige amerikanische Soldaten spasseshalber und gedankenlos mit Fischern an, bis der erste tödliche Schuss fällt. Die Situation eskaliert: Eine Verfolgungsjagd im ebenso unendlich scheinenden wie klaustrophobisch wirkenden Sumpf beginnt, in deren Verlauf die Soldaten sich selbst als ihre gefährlichsten Gegner entpuppen. Abgesehen vom überflüssigen Schluss ein überzeugendes, pessimistisches Bild von der Dummheit, Aggressivität und Unkontrollierbarkeit des Menschen sowie ein intelligentes Lehrstück über die Institution Militär. →23/83

E★

Zwei kommen durch

Die Supernasen

83/344

Regie: Dieter Pröttel; Buch: Mike Krüger und Thomas Gottschalk; Kamera: Fritz Baader; Schnitt: Claudia Wutz; Musik: Inker & Hamilton; Darsteller: Mike Krüger, Thomas Gottschalk, Andrea L'Arronge, Liane Hielscher, Gert Haucke, Susanne Winter u. a.; Produktion: USA, Lisa-Film, 88 Min.; Verleih: Domino Film, Wädenswil.

Zwei Amateurdetektive verhelfen einem entzweiten Direktoren-Ehepaar zu glücklicher Wiedervereinigung. Konventionelle Verwechslungskomödie, die dank der lässigen Art und den trockenen Sprüchen der Hauptdarsteller zu unterhalten vermag.

J

This Is a Hijack (Terror über den Wolken)

83/345

Regie: Barry Pollack; Kamera: Bruce Logan; Schnitt: Peter Parashelles; Musik: Charles Alden; Darsteller: Adam Roarke, Neville Brand, Jay Robinson; Dub Taylor, Milt Kramer, Lynn Borden, Joe Soll u. a.; Produktion: USA 1973, Southstreet, 90 Min.; Verleih: Rex Film, Zürich.

Weil er einem Geschäftspartner eine grössere Geldsumme schuldet, beschliesst ein Mann, den Privatjet eines Freundes samt illustren Passagieren – ein Abgeordneter, zwei Journalisten, ein ehemaliger Schwergewichtsweltmeister etc. – zu entführen und eine Million Dollar zu erpressen. Zwei seiner Komplizen spielen jedoch verrückt und reissen das Kommando an sich, können aber am Schluss überwältigt werden. Ziemlich plumper Actionfilm mit diversen müden Gags und nur wenigen gelungenen parodistischen Elementen.

E

Terror über den Wolken

mütigen und schliesst demütig andere in ihr Gebet ein, das Halleluja-Mädchen, eine Frau in der Heilsarmee.

Montag, 12. Dezember

23.00 Uhr, ARD

■ Panelstry (Geschichte der Wände)

Spielfilm von Věra Chytilová (CSSR 1979) mit Antonin Vaňha, Michael Nesvadba, Alena Rýcová. – In einer halbfertigen Hochhausiedlung bei Prag haben alle Bewohner Mühe, mit tausend Alltagsschwierigkeiten fertig zu werden. Zwischen Pfusch und Schwarzarbeit funktioniert fast nichts. Chytilovás Film entfaltet im Stil Feydeauscher Farcen ein pointiertes Chaos von Beton-Alpträumen und lädierten menschlichen Beziehungen, und ist ein kcmischer Kommentar zum real existierenden Sozialismus.

Mittwoch, 14. Dezember

22.05 Uhr, TV DRS

■ Dienstverweigerer Lanz verlässt das Gefängnis

Film von Tobias Wyss, Herbst 1983. – Im März 1983 wurde Oberleutnant Lanz, 43 Jahre alt, mit 820 absolvierten Diensttagen wegen Dienstverweigerung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, aus der Armee ausgeschlossen und degradiert. Ende September wurde er entlassen und arbeitet wieder als Zeichenlehrer an einer Mittelschule. Der Zuschauer lernt wichtige Menschen aus der Umgebung von Lanz kennen. Die Frage, warum er Dienstverweigerer geworden ist, evoziert Überzeugungen und Gefühle über Sinn und Wert der Schweizer Armee.

22.50 Uhr, TV DRS

■ Selig sind die Friedensstifter

«Zeitgeist» zur Radikalität der Bergpredigt, von Vreni Meyer und Hans Vögeli. – Den einen gilt die Bergpredigt als verpflichtende Handlungsanweisung, den anderen als nicht erreichbare, idealistische Vorstellung. In der Geschichte musste sie oft zur Rechtfertigung sich widersprechender politischer Auffassungen herhalten. Thematisch schliesst «Zeitgeist» an den Film «Dienstverweigerer Lanz verlässt das Gefängnis» an. Die Gewissensproblematik und seine Spannung im politischen Kräftefeld wird in der Sendung diskutiert. (Zweitsendung: Sonntag, 18. Dezember, 10.00 Uhr)

Donnerstag, 15. Dezember

20.18 Uhr, ARD

■ Patient geheilt – die Kasse zahlt nicht

Filmbericht von Dieter Menninger und Gottfried Göllicher. – Immer mehr Patienten klagen: «Für aufwendigste Apparatemedizin und chemische Pharmazeutika sind den Kassen keine Kosten zu hoch. Sobald wir uns für natürliche Heilmethoden entscheiden und Naturheilärzte oder Ganzheitsmediziner in Anspruch nehmen, gibt es Erstattungsprobleme.» Die Kassen argumentieren, dass Naturheilmethoden nicht oder noch nicht wissenschaftlich anerkannt seien. Der Film zeigt Beispiele Betroffener, verdeutlicht die Entscheidungsunsicherheit der Versicherungsträger, und dass viele Patienten in langwierigen Prozessen ihre Heilkosten einklagen müssen.

Freitag, 16. Dezember

16.05 Uhr, ARD

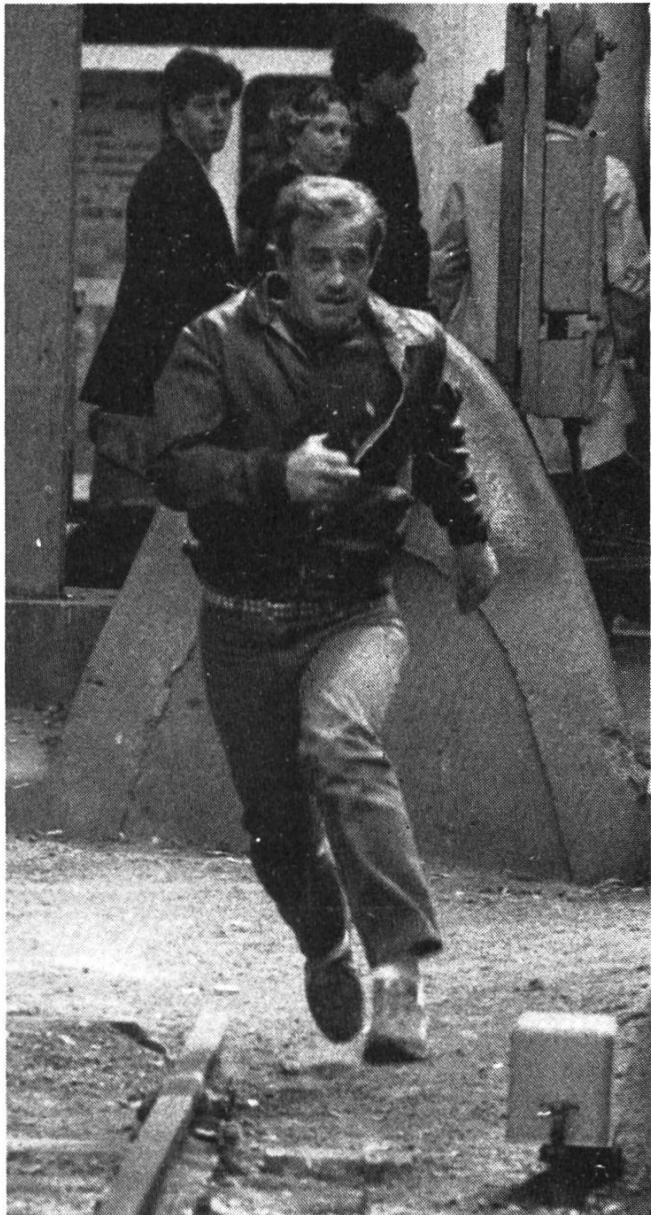
■ Ausländer raus?

Ein Ort in Deutschland, Reportage von Yoash Tatari. – «Ich wollte gern hierbleiben, aber jetzt hab' ich Angst vor Leuten, die über uns schimpfen, meine Kinder schlagen.» Dem türkischen Arbeiter fallen die Worte schwer. Tatari erzählt die Geschichte ausländischer Arbeiter, die seit Mitte der fünfziger Jahre angeworben wurden, am Beispiel von Rheda-Wiedenbrück. Arbeitslosigkeit ist hier nicht höher als üblich. Das Geflecht von gewachsenen Beziehungen zwischen Deutschen und Ausländern wird durch wirtschaftliche Schwierigkeiten brüchig.

21.50 Uhr, TV DRS

■ The Forbin Project (Colossus)

Spielfilm von Joseph Sargent (USA 1969) mit Eric Braeden, Susan Clark, Gordon Pinsent. – Science-fiction-Beitrag zum Thema Raketenkrieg und west-östliches Gleichgewicht. Ein Computer, das elektronische Riesengehirn «Colossus», übernimmt die Verteidigung der westlichen Welt. Er ist das Gegenstück zum sowjetischen «Guardian». Beide Computer kommunizieren miteinander, doch fürchtete man, die Computer könnten sich selbstständig machen, und brach das Experiment ab. Die Folgen: Die Computer geben Befehl, Raketen abzufeuern. Ein eher technologisch ausgerichteter Film mit dürftrigen menschlichen Belangen.



Unser Belmondo erweist sich aber auch als scharfer Analytiker des Filmbusiness selbst und hat gleichzeitig eine schlagende Antwort parat für die ewigen Spielverderber, wenn er sagt: «Die Franzosen sind schrecklich intolerant, was ihre eigenen Filme betrifft. Nehmen Sie zum Beispiel den italienischen Film: Die Franzosen sind von ihm begeistert, selbst wenn ein Schauspieler von Anfang bis Ende in Unterhosen herumläuft. Wenn ich das aber mache, ist es fast schon entwürdigend. Ich denke, dass es gute und schlechte Filme gibt. Im einen Fall kommen die Zuschauer, im andern nicht.» Wir jedenfalls, wir werden kommen, und begeistert rufen: Heil Bebel, gib's ihnen!

Markus Sieber

Der vierte König

Schattenspiel von Monika Demenga und Hans Wirth nach der Legende von Edzard Schaper; filmische Realisation und dramaturgische Beratung: Peter von Gunten; Musik: Heinz Reber; Schattenspieler: Monika Demenga, Hans Wirth, Susanne Demenga-Balmus, Marc Halmeyer; Sprecherin: Silvia Jost; Kamera und Schnitt: Peter von Gunten; Produktion: Schweiz 1983, Cinov für Evangelischen Mediendienst, 50 Min.; Verleih: ZOOM, Dübendorf.

I.

Neben den Heiligen Drei Königen, berichtet die Legende, brach auch ein vierter auf, um dem Stern zu folgen, der ihm den Weg zur Geburtsstätte des Königs aller Könige weisen sollte. Beladen mit kostbaren Schätzen, die er als Beweis seiner Anerkennung und Verehrung dem Neugeborenen bringen wollte, machte er sich zusammen mit seinem treuen Pferd Wanjka auf die beschwerliche Reise aus den Weiten Russlands ins Morgenland. Der Weg führt den kleinen König, so wird er fortan in der Legende genannt, vorbei an Armut und Elend, an Not und Unge rechtigkeit. Weil er ein gutes Herz hat, bleibt ihm dies nicht gleichgültig. Er versucht den Armen zu helfen, indem er ihnen von den Kostbarkeiten gibt, die eigentlich für den neugeborenen König bestimmt sind. Und weil die Reise lang und die Not auf der Welt gross ist, wird das Reisegepäck des kleinen Königs immer leichter, so dass er es schliesslich selber zu tragen vermag, als sein Pferd stirbt. Mehr und mehr beginnt er nun selber das schwere Los der Armut zu erfahren. Der Stern, der ihm bislang den Weg wies, erlischt, und die Dunkelheit lässt schwere Zweifel in ihm aufsteigen. Aber als er in einer Hafenstadt miterleben muss, wie die Soldaten den einzigen Sohn einer noch jungen Witwe in Eisen legen, um ihn auf die Galeere zu führen, verschenkt er das Letzte, das ihm noch blieb: sein Leben. Er geht anstelle des jungen Mannes auf das Schiff.

Dreissig Jahre lang erfährt der kleine König nun das harte Schicksal eines Galee-

rensklaven am eigenen Leibe. Körperlich gebrochen, wird er schliesslich entlassen und bei einem reichen Mann aufgenommen, der seiner Mutter das Versprechen geben musste, Galeerensklaven ein Heim anzubieten. Kaum genesen, setzt der kleine König seine Reise zum «grössten König aller Zeiten und Zonen» fort. Als er endlich sein Ziel erreicht, sieht er Jesus, zu dessen Geburt er aufgebrochen ist, am Kreuz sterben.

II.

Die Kraft der Legende vom vierten König liegt im Brückenschlag von der Weihnachtsgeschichte zum zentralen Ereignis des christlichen Glaubens: Tod und Auferstehung Christi. Die Brücke, die sich über das Jammertal spannt und von der Geburt zur Überwindung des Todes und zum ewigen Leben hin führt, ist die Passion. Sie wird am Beispiel des vierten Königs dargestellt. Die Leidensgeschichte, die hier keineswegs als stilles Dulden, sondern als aktiv gestaltetes Wegstück menschlichen Daseins gesehen wird, beginnt mit dem Aufbruch. Der kleine König verlässt seine Heimat und verzichtet auf ihre Geborgenheit, um jenem funkelnenden Stern, Symbol einer neuen, unendlich grossen Hoffnung, zu folgen. Die Passion setzt sich fort mit dem Einstehen für den notleidenden Mitmenschen ohne Rücksicht auf das eigene Wohlbefinden, wie sie beim kleinen König in der Verteilung seiner Güter ihren Ausdruck findet. Sie schliesst das Zweifeln ein, wenn die Reise nicht ans Ziel zu führen scheint und der Stern am Himmel verlischt, und sie findet ihren Höhepunkt in der Hingabe des eigenen Lebens für einen andern und die damit verbundenen seelischen und körperlichen Qualen. Da wird die Legende dann auch zur Parabel gelebten Christentums, das seine Erfüllung in der Überwindung des Irdischen und seiner Unzulänglichkeiten sucht. So darf denn der kleine König nicht nur sein Ziel erreichen und den grossen König finden – wenn auch in anderer Gestalt, als er dies erwartet hat –, sondern auch die Läuterung seines Herzens als etwas Grosses, Machtvolles und Befreiendes erfahren; als etwas, das über allen Dingen steht.

III.

Monika Demenga und Hans Wirth, inzwischen international bekannte Puppenspieler aus Bern, haben die kongeniale Geschichte von Edzard Schaper als Schattenspiel mit Stabpuppen eingerichtet. Diese uralte Form des Theaters, deren Ursprung China zugeschrieben wird, schien ihnen für die bildhafte Darstellung der Legende am geeignetsten zu sein: nicht nur, weil die Reduktion auf Licht und Schatten der Phantasie des Betrachters einen grossen Spielraum öffnet und eine vielseitige Interpretation des Wahrgenommenen geradezu anregt, sondern auch weil diese schlichte Form bildlicher Darstellung nicht vom Text Schapers ablenkt, der ja im Zentrum bleiben sollte. Nun ist allerdings das Schattenspiel von Monika Demenga und Hans Wirth nicht einfach ein Silhouettentheater. Die Schattenrisse sind vor allem in den Gesichtspartien aufgebrochen, was eine Veränderung der Gesichtsausdrücke zulässt. Gefühlsregungen, Alterungsprozesse und seelische Stimmungen können so sichtbar gemacht werden, was indessen nur durch einen grossen Aufwand an künstlerischer Vorausbereitung möglich wird, aber eine wesentlich differenziertere Darstellung als mit einfachen Schattenrissen zulässt. Die Figuren von Demenga/Wirth haben durch das Durchbrechen der Gesichtspartien den Charakter von Holzschnitten erhalten, d. h. die Kraft des Ausdrucks im Gesicht ergibt sich aus einer starken, fast symbolischen Züge annehmenden Stilisierung.

Das Spiel mit Licht und Schatten, wie es durch die Bewegung von Puppen zwischen einer Lichtquelle und einer Leinwand entsteht, gilt als einer der wesentlichen Vorläufer des Films. Es hat sich demnach geradezu aufgedrängt, das Schattenspiel um die Legende des vierten Königs auf Film zu bringen. Peter von Gunten, der vom evangelischen Filmbeauftragten Dölf Rindlisbacher den Auftrag dazu erhielt, musste sich allerdings mit einer Reihe von Problemen befassen, ehe er zur Realisierung des Projektes schreiten konnte. Insbesondere musste ein neues dramaturgisches Konzept geschaffen werden, weil im Film der direkte Zugang des Betrachters zum Entstehen

des Schattenspiels entfällt. Die Bühne, hinter der die Spieler mit ihren Stabfiguren agieren, fehlt, und damit wird der Zugang zur Besonderheit dieser Technik erschwert. Gelöst wurde dieses Problem mit einer «Bereicherung» des Schattenspiels zur filmischen Dramaturgie hin, also durch eine Erweiterung des «Figuren- und Puppenparks» für eine etwas komplexere Bilddarstellung, welche das Fehlen der Atmosphäre einer unmittelbaren Anwesenheit aufheben soll. Das dies gelungen ist, ohne die Ruhe und stilistische Einheitlichkeit des Spiels zu verletzen, ist das Verdienst aller Beteiligten. Im weiteren musste versucht werden, eine Lichtstärke auf die Leinwand zu bringen, die eine akzeptable Qualität der filmischen Wiedergabe ermöglichte, ohne allerdings die Stimmungen des Lichts in einem Meer von Helligkeit zu ertränken. In langwierigen Versuchen hat Peter von Gunten eine mehr als nur optimale Lösung gefunden. Das Licht wird im Film

zum eigentlichen atmosphärischen Träger. Die subtil gewählten Farbtöne charakterisieren nicht nur die Tageszeiten, sondern drücken auch Gefühle und Stimmungen aus und tragen ganz wesentlich zum meditativen Charakter des Films bei.

IV.

Bei der filmischen Realisierung wurde strikte darauf geachtet, den Charakter des Schattenspiels von Monika Demenga und Hans Wirth nicht zu verändern. So etwa wurde die relativ geringe Beweglichkeit der Puppen und die daraus resultierende Stilisierung ihrer Bewegungen konsequent beibehalten. Die Beschränkung auf die gegebenen Bewegungsmöglichkeiten der Stabpuppen und der Verzicht auf die Anwendung filmischer Tricks zur Animation der Figuren bilden wohl den grössten Unterschied zu den Silhouettenfilmen etwa einer Lotte Reiniger, die ja diese Form des animier-



ten Films auf dem Tricktisch zu einer bis heute unerreichten Perfektion gebracht hat. Die Beibehaltung der stilisierten Bewegungsabläufe, wie sie durch die Führung der Stabpuppen entstehen, verleiht indessen dem Film nicht nur seinen speziellen, dem Spiel von Monika Demenga und Hans Wirth adäquaten Charakter, sondern schafft auch wiederum den nötigen Raum für den Text Schapers. Dieser wird sehr einfühlsam und ungemein abgestimmt aufs Bild von der Schauspielerin Silvia Jost gelesen. Sie nimmt sehr elegant zurück, wo des Dichters Ausdruck nicht frei von stilistischer Üppigkeit ist, sie betont unaufdringlich, wo sich im Text Verborgenes zum Essentiellen verdichtet. Heinz Reber hat zum Film eine moderne Musik geschrieben, die mehr als Untermalung ist: Sie stützt Schapers Text, spricht die Emotionen an und verstärkt damit das meditative Element des Films, ohne je einmal aufdringlich zu wirken.

«Der vierte König» ist das künstlerische und dementsprechend anspruchsvolle Ergebnis einer Teamarbeit: Der Literat, die Puppenspieler, der Komponist, die Schauspielerin und der Filmemacher haben sich zu einem Gemeinschaftswerk zusammengefunden, das sich in den Dienst einer Botschaft stellt, die zu hören und zu beachten notwendiger denn je erscheint. Dies tut es in einer faszinierenden, künstlerisch überzeugenden, aber hauptsächlich auch anregenden und nachdenklich stimmenden Weise.

Urs Jaeggi

Man versus Man

Regie, Buch, Kamera, Kommentar:
Shashi Anand; Schnitt: Sanjiv Shah,
Kommentarsprecher: Nasiruddin Shah;
Produktion: Indien 1982, Film &
Television Institute of India, Calcutta,
16 mm, s/w, Lichtton, 20 Min.; Verleih:
SELECTA-Verleih, Freiburg.

An den diesjährigen Kurzfilmtagen von Oberhausen stiess der Programmblock indischer Dokumentarfilme auf besonderes Interesse, ist doch das indische Doku-

mentarfilmschaffen ähnlich wie das anderer Dritt Weltländer bei uns noch weitgehend unbekannt. Dass es im Land der Kinoträume aus 1001 Nacht engagierte und sozialkritische (Spiel-)Filme gibt, weiss man zwar, aber hinter den mittlerweile bekanntgewordenen Namen von Satyajit Ray oder Mrinal Sen steht auch eine Reihe begabter Nachwuchsfilmer, die mit ihrem Engagement oft anecken und mit Finanzproblemen kämpfen. Der 28jährige Shashi Anand aus Kalkutta trug aus Oberhausen den Grossen Preis der Internationalen Jury nach Hause. Sein 20minütiger Schwarz-Weiss-Film «Man versus Man» befasst sich mit Indiens gleichermassen populären wie umstrittenen Verkehrsmitteln, den Rikschas, und nimmt dabei Partei für die Menschen, die andere Menschen mit ihrer Muskelkraft von Ort zu Ort befördern. Denn die indische Regierung erwägt die Ablösung der kutschennählichen Gefährte durch moderne und «menschenfreundlichere» Motorradrikschas. Shashi Anand wehrt sich gegen diese folgenschwere Form der Strassenkosmetik und gegen eine oberflächliche Entwicklungspolitik, die mit der prestigeträchtigen angeblichen Erledigung eines vordergründigen Verkehrsproblems unermesslich ernstere soziale Probleme schaffen würde.

55 000 Rikschas gibt es in der Zehnmillionenstadt Kalkutta, und sie befördern täglich soviele Menschen und Güter wie die hoffnungslos überlasteten Trambahnen. Nur 6000 Fahrer oder elf Prozent besitzen die gewerbliche Lizenz zu diesem Taxibetrieb, und nach Anands pointiertem Filmkommentar baut sich mancher Polizist nebenbei eine Rikscha aus konfiszierten Teilen zusammen. Die menschenbetriebenen Kleinkutschen haben im chaotischen Verkehrsgewühl Kalkuttas ihre unübersehbaren Vorteile: Sie kommen durch, wo Tram, Bus und Privatwagen hoffnungslos steckenbleiben, sie stellen die zuverlässigste Ambulanz, und in den alljährlichen Überschwemmungen der Monsunzeit bringen einzig die zweirädrigen Hochsitze den Fahrgast sicher und trocken an seinen Bestimmungsort. Zum Nachteil gerät dem altägyptlichen, in Jahrhunderten kaum weiterentwickelten Gefährt seine bewegte Geschichte.

Es erinnert an die Zeiten der Kasten- und Kolonialherrschaft, als erklärte Untermenschen für erklärte Herrenmenschen das Zugtier machten.

Ist es nicht unmenschlich, ja widerwärtig, reiche Leute und ihre Kinder durch schuf-tende «Arbeitssklaven» schleppen zu las-sen? Shashi Anand antwortet darauf mit einem deutlichen «Nein», und zwar aus dem einfachen Grund, weil er den Hunger in jedem Fall als die grössere Erniedri-gung für den Menschen ansieht als eine sättigende und erst noch sinnvolle Arbeit. Sein Hauptargument kommt dabei ohne das gefährlich naheliegende Klischee ei-ner «armen, aber freien und stolzen» Rik-schafahrerkaste aus: Die Rikscha ernährt ihren Fahrer (und seine Familie weit draussen auf dem Land) nicht nur, son-dern dient ihm gleichzeitig als Obdach und Schlafstätte. Im Falle einer zwangs-weisen Umstellung auf Motorbetrieb würden den 55 000 Fahrern, weitgehend Analphabeten, 6000 lizenzierte Fahr-zeuge zur Verfügung stehen, und rund 50 000 Männer wären mit einem Schlag arbeits- und obdachlos. Wenn Shashi An-and die verheerenden sozialen Folgen ei-ner unüberlegten administrativen Mass-na-hme in seinem stellenweise ätzend sarkastischen Kommentar beschwört, ist er sich bewusst, dass er damit die Ab-schaffung der Menschenkutschen nicht verhindern kann: «Das Kino hat keine Macht, die Welt zu ändern. Aber es kann provozieren!» Er möchte lediglich den Entscheidungsprozess der Behörde mit unleugbaren Argumenten in Frage stel- len und hat deshalb seinen Film auch schon dem Gouverneur von West-Ben-galen, dem Polizeichef und dem Trans-portminister vorgestellt. Neben der eng-lisch synchronisierten Fassung von «Man versus Man» existieren Fassungen in Hindi und Bengali, die sich direkt an die betroffenen Rikscha-fahrer wenden und ihnen die Gefahr der möglicherweise bald wegrationalisierten Arbeitsplätze vor Augen halten.

Was den Diplomfilm Shashi Anands am indis-chen Film- und Fernsehinsti-tut in Kal-kutta auszeichnet, ist nicht nur die Klar-heit seiner Aussage, sondern auch seine Schönheit. Die Schwierigkeiten der Her-stellung sieht man dem Werk kaum an;

Kamera und Material konnten offenbar nur unter heikelsten Umständen nach Kalkutta geschafft werden (Diplomfilme werden sonst «im Hause» hergestellt), und die Knappeit des Filmmaterials machte schliesslich die Verwendung je-des gedrehten Meters nötig. Dennoch (oder deswegen?) erscheint das Werk aus einem Guss, man wird mit der ersten Sequenz in den chaotischen Verkehrs-fluss von Kalkutta eingesogen und erlebt aus dem Blickwinkel für einmal nicht des Touristen diese ungeheuer lebendige,

Weltkongress der katholischen Medienorganisationen UNDA und OCIC

FB. Vom 25. November bis 3. Dezember finden im Kenyatta-Center von Nairobi (Kenya) die Generalversammlungen der internationalen katholischen Medienor-ganisationen UNDA (Radio und Fernse-hen) und OCIC (Film- und audiovisuelle Medien) statt, die satzungsgemäss alle drei Jahre zur Durchführung kommen. Gemeinsame Studientage sind unter das allgemeine Motto «Communication et promotion humaine» gestellt. Im beson-deren werden sich die Teilnehmer aber mit den sogenannten neuen Technolo-gien auf dem Gebiet des Informations- und Kommunikationswesens befassen und deren (mögliche positive wie nega-tive) Auswirkungen in sozialer, entwick-lungspolitischer, kultureller, ethischer und pastoraler Hinsicht untersuchen. Auf Wunsch zahlreicher Vertreter, vor allem aus der Dritten Welt, steht überdies zur Diskussion, wie die von UNO und UNESCO propagierte «neue Weltord-nung für Information und Kommunika-tion» (NOMIC) durch die Kirche(n) besser unterstüzt werden kann. Dazu wird Sean MacBride, der Vorsitzende der nach ihm benannten UNESCO-Kommission, die den Bericht «Viele Stimmen – eine Welt» (Kommunikation und Gesellschaft heute und morgen) erarbeitet hat, selbst das Wort ergreifen. Für den Kongress, der erstmals in Afrika abgehalten wird, haben sich über 270 Delegierte aus insgesamt 120 Ländern angemeldet.

von Gegensätzen sprühende Stadt. Shashi Anands Kamera ist nach den Grundsätzen eines Dziga Wertow überall: Auf den Kreuzungen, in den Gassen, über den Rikschas und einmal sogar unter Wasser. Sie gewährt eindrückliche Einblicke ins Leben der Rikscha Fahrer neben ästhetischen Durchblicken durch Rikscharäder und bleibt ebensowenig unbeteiligt «sachlich» wie der parallel montierte Kommentar. Es könnten Bilder von Joris Ivens sein, oder Bilder aus dem «cinéma vérité», aber sie bewahren sich ihre Eigenständigkeit durch die persönliche Nähe des Filmers zu den porträtierten Menschen und Dingen. Diese unmittelbare Frische macht den Charme von «Man versus Man» aus, bei all seiner offensichtlich bitteren Aktualität. Und Shashi Anand, ein Schützling von Mrinal Sen, in dessen «Akaler Sandhane» er mitspielte, erweist sich als hochtalentierter, scharf beobachtender Bilderkomponist, von dem man bei uns hoffentlich mit der Zeit noch mehr zu sehen bekommt.

Ursula Blättler

Film in Diskussion

«Teddy Bär» – ein Nachtrag

Corpsgeist gibt's nicht nur bei der Polizei. Sicher haben sich schon manche Kritiker/innen auch bei meinen Beiträgen aufgeregt, sind aber loyal und reaktionslos geblieben. Urs Odermatts im letzten ZOOM erschienene Besprechung von «Teddy Bär», Rolf Lyssys neuestem Film, empfinde ich nun aber als dermassen skandalös, dass ich das rauslassen muss. Die (leider zwangsläufig) stichwortartigen eigenen Überlegungen zum Film folgen dann im dritten Abschnitt. Separat, getrennt, säuberlich...

Lieber Urs: (Du bist einer der ganz wenigen Zunftgenossen, die ich persönlich kenne, das macht die Sache nicht leich-

ter. Zum Glück haben wir uns kürzlich getroffen, so dass ich Dir im voraus von dieser Entgegnung sagen konnte.) Locker vom Hocker. Schreibe. Verbale Kraftmalerei. Peinlicher Originalitätsdrang. Solches und Ähnliches ging mir beim Lesen Deines Artikels durch den Kopf. Dann las ich ihn nochmals. Das werden nicht viele getan haben, denn Du wolltest ihn süffig, anspruchslos (denk ich). Dabei fiel mir Konkreteres auf. Davon nur wenig und ungeordnet: Du hast null Recherchen, auch im übertragenen Sinn, gemacht. Der Film basiert nämlich weitgehend auf Facts (Autobiografisches, Lohndiebstahlaffäre bei der Stadtpolizei Zürich), ausserdem ist sein eigentliches Thema die Filmförderung in der Schweiz, in Zürich. Abgesehen von einigen schlicht dummen Sätzen zur Szene bei den TV-Gewaltigen hast Du nichts gesagt, was über die inhaltliche Zusammenfassung hinausginge. Das solltest Du aber, nur schon, weil auch wir Filmkritiker in unserer Maklerposition zwischen Film und Publikum von «Teddy Bär» direkt angesprochen werden. (Auch Deine Kritik ist Faktor für die Entstehungsbedingungen von Lyssys nächstem Film, wenn auch sicher – und zum Glück – minimer.)

«Schadenfreude» ist nicht subversiv, und Lyssy hat weder früher noch jetzt damit gearbeitet. Seine Konflikte mit Kirche, Industrie (bei Dir Gewerbe), Behörden und Fernsehen seien «Privatkriege» – geht's noch?

Und ein «Chuächä-Film» sei das. «Jeder Gag, jeder Lacher erfordert einige Insiderkenntnisse.» Anders, als dass Du Dich als «Insider» brüsten möchtest, kann ich mir diese Bemerkungen nicht erklären. (Geh doch auch mal in eine reguläre Vorführung.) Wer die Schauspieler kennt, kann einige wenige Male mehr lachen. Das ist aber immer so, und hat überhaupt nichts mit dem Verständnis dieses Films und seiner Gags zu tun. (Du widersprichst Dir im zweitletzten Abschnitt eh selbst.) Dein Gerede, ob der Film, und Deine Behauptung, dass die Selbstdarstellung im Presseheft peinlich sei, sind perfid. Das Presseheft ist nicht peinlich. Es ist zu beziehen bei Rex-Film, Bahnhofstr. 17, 8702 Zollikon.



Rolf Lyssy und Renate Schroeter.

Nochmals zum Presseheft. Mit ungewohnter Offenheit stellt sich da einer dar. Und so im Film. Mit «Exhibitionismus» hat das nichts zu tun, wohl aber mit Mut, sich aus einer Betroffenheit heraus zu expo-nieren. Dir fehlt's entweder an Betroffenheit, oder/und an Mut. Du versteckst Dich hinter vorfabriziertem Wortgebläh.

Hat der Film in Dir nichts ausgelöst? Keinen einzigen weiterführenden Gedan-ken (zum «gesellschaftlichen Umfeld», zum «politischen Klima», nenn's wie Du willst) hast Du entwickelt. Dabei macht's einem der Film ja wirklich leicht, konkret und aussagekräftig wie er hierzu selber ist.

Ausser der läppischen «sehr»-Statistik im dritten Abschnitt hast Du kein Wort verloren über den Platz von «Teddy Bär» in Lyssys Schaffen. Mehr und schlimmer noch: Dein Beitrag könnte sich auch auf ein Buch beziehen, denn es enthält sage und schreibe keine einzige auch noch so winzige Bemerkung zur Gestaltung! (Nicht mal dass der Film schwarz-weiss ist, erfahr ich, geschweige denn Überle-gungen dazu.)

Schluss jetzt. Dein Artikel «stand» schnell, da bin ich sicher.

«Teddy Bär» hat mich stark berührt, ich halte ihn für einen der besten Schweizer Filme überhaupt. Ansonsten werde ich – da leider sehr wenig Platz zur Verfügung – im folgenden nichts wiederholen, was ich indirekt oben schon gesagt habe. Ausserdem reicht's nur für wenige Bruchstücke, die wohl erst mit dem Anschauen des Films sich zusammenfügen.

Wo sonst Filme über Filmer (Bücher über Dichter) mit falschem Künstler-Welt-schmerz sich plagen, liefert Lyssy eine unerbittliche und bewundernswert konkrete Analyse der Verdauungsfunktion von Kultur-/Filmproduktion (bzw. ihrer Zwänge): Wer durch Medien (Radiointer-view), politische Behörde (Stadtrat, auch Bischof), Industrie (WOM) und Bildungs-bürgertum (Party) sich nicht vereinnah-men lässt, wird ausgespieen, fallengelas-sen. Nomen est omen: Teddy Bär emp-fiehlt bei der Oscarverleihung die Schweiz als Ferienland... Nachdem er sich auf die Kosmetik-Werbung eingelas-sen hat, mausert er sich aber zum Bär, wild, tapfer, frei, Symbol aktiven Wider-stands, Schaufenster einwerfend. Weiter in der Psychiatrischen (die als Metapher/ Abbild fürs Gesamt steht, drum wohl auch zu lang geworden ist), wo er den «Aufstand» vorbereitet, und aus der er durchaus ungeheilt entlassen wird: Er bleibt Anarchist, Groucho Marx, und wird

seinen Film machen. (Das hat er: «Teddy Bär»!)

Lyssys Kritik an der Filmförderung (Restfinanzierung) und seine allgemeineren politischen Stellungnahmen lassen sich nicht trennen, und das ist nur realistisch. Mit wenigen Einstellungen und einer Kamerabewegung werden wir im zweiten Gespräch mit dem Stadtpräsidenten, in dem er über die Abhängigkeit der Filmer von der Behörde spricht, nah an sein Gesicht geführt, das so als die immergleiche drohende Fratze der Macht erkenntlich wird. Eine politische Macht auf Du mit der wirtschaftlichen: Zusammen wird Bär kaltgestellt (Telefon mit Fahndungschef, dann WOM). Schöne Symbolik: die Zündhölzer, die Bär dem von der Notwendigkeit von Visionen sprechenden, widersprüchlichen Stadthausportier schenkt, fehlen ihm dann beim Stapi. «Mit Leuten, die Macht haben, würde ich mich nie anlegen», sagt Fischli, das gebrannte Kind, am Sechseläuten (brennender Böögg), im Bild gleichzeitig Zünfter hoch zu Ross. Die Thriller-Elemente um Fischli (auch eine Überwachungskamera in Altstadtmauern) bringen existente Bespitzelungen ins Bild, ebenso verleihen sie Zürich eine bedrohliche Doppelbödigkeit à la Schwarze Serie. Dass der Film von Leuten aus der Filmszene gespielt wurde (vorzüglich), wirkt wie eine breite Solidarisierung. Zürcher Jugendbewegung: Lyssy leidet offensichtlich unter denselben Verhältnissen, solidarisiert sich mit ihr (nicht «Chaoten», von denen 250 verhaftet wurden, sondern *er* wirft Scheiben ein), verweist auf sie als wichtigen Faktor bei seiner Radikalisierung. Da liess sich einer verändern und steht dazu, schön ist das!

Lustig ist der Film sowohl auf Dialog- wie Bildebene. Weil er nicht verwoben, sondern linear montiert ist, riskiert er allerdings dauernd einen dramaturgischen Knick. Präzise Montage, absolut stimmiger Rhythmus, auch in den Kamerabewegungen, und sorgfältige Dekors (in denen es auch im zweiten Anschauen manches zu entdecken gibt) halten den Film aber im Fluss, spannend – bis auf die Party und vor allem die Klinik, wo er etwas absackt.

Schade auch, dass Bärs Freundin (eine ganz ausgezeichnete Renate Schroeter) keine Entwicklung durchmachen darf. Schwarz-weiss ist «Teddy Bär», weil die Marx Brothers nur so gefilmt haben – und Groucho ist für Lyssy sowas wie Bogey für Woody Allen (einem weiteren Vorbild von Lyssy) in «Play It Again, Sam» –, vielleicht auch, weil das ein Grauzonen-Film ist. Gekostet hat er nur 600 000 Franken, also soviel, wie zur Restfinanzierung im Film gesucht wird («Schweizermacher»: 750 000; «Kassettenliebe»: 1,5 Mio). Es ist ein Regionalfilm, thematisch, sprachlich, in den Bildern, vom Aufwand her, und recht eigentlich ein Vorbild, was da möglich ist. «Jetzt, wo Sie so berühmt sind, haben Sie's doch nicht mehr nötig, einen solchen Film zu drehen», sagt Fischli zu Bär. «Ja, vielleicht erst recht», antwortet dieser.

«Teddy Bär» ist sehr viel Erfolg zu wünschen!

Markus Sieber

Religiöse Sendungen beim Schweizerischen Kurzwellendienst gefährdet

EPD. Bis 1985 sind die Mittel für die Weiterführung des Kurzwellendienstes Schweizer Radio International und damit auch die religiösen Sendungen am Sonntagmorgen (evangelisch und katholisch, deutsch und französisch) garantiert. Ob die dringend nötigen Verbesserungen an den Sendeinstallationen bzw. eine Neuinstallation (80 Millionen Franken) an die Hand genommen werden können und ob der Bund weiter 50 Prozent an die Betriebskosten bezahlt, ist noch offen. Würde Schweizer Radio International eingestellt, wäre ein wichtiges Band zwischen den Auslandschweizern und ihrer Heimat zerschnitten und auch ein hilfreiches Eingreifen schweizerischer Behörden in Krisenzeiten (etwa Evakuierung von Schweizern aus Kriegsgebieten) nicht mehr möglich.